Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 32

Artikel: Die Probe
Autor: Zopfi, Sam
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645427

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Probe

Von Sam Zopfi

Herr Meister, ein vierzigjähriger Junggeselle, überlegte sich das Heiraten. Seit geraumer Zeit belagerte er die schöne Witwe, von welcher ihm verschiedene Leute alles Gute erzählten, nicht nur, dass sie vor einem Halbdutzend Jahren ihren vermöglichen Mann beerbt habe, sondern auch, dass sie sich in diesen ihren einsamen Jahren untadelig gehalten, dass sie nur ihrer Musik und ihren Büchern gelebt und ihre ganze Sorgfalt dem Heim gewidmet, welches sie als teures Vermächtnis ihres Mannes betrachtete. Ueberdies wusste man von ihrem Ansehen in der Gesellschaft zu erzählen, wusste, dass die schöne Frau Schumacher ... Mathilde Schumacher ... in den letzten Jahren mehr und mehr die Seele verschiedener wohltätigen Institutionen geworden sei und in jedem Komitee die besten Ratschläge zu erteilen wisse. Kurz und gut, Herr Meister malte sich die Ehe mit einer solchen Frau in verschiedenen Farben aus und musste gestehen, dass ihn seit vielen Jahren keine andere ähnlich beschäftigt habe. Sein Misstrauen, das er gegen das weibliche Geschlecht hegte, schien sich vor dem Namen Mathilde in Andacht und Verehrung zu wandeln, und sein Gedächtnis verwischte langsam die Spuren unangenehmer Erinnerungen, welche sich mit andern, nun schon verblassten Frauennamen verbanden... Frauennamen, die ihm vor mehr als einem Dutzend Jahren Spannung, Erwartung, zuletzt aber Qual und peinliche Gedanken bedeutet hatten.

Es waren aber doch wohl die Spuren jener früher erlittenen Unannehmlichkeiten, welche ihn vor dem letzten Schritte, vor dem Antrag, den er der schönen Mathilde zu machen gedachte, immer wieder zurückhielten. Dass sie ihn zum Tee einlud, dass sie auf der Strasse, wenn sie ihn zufällig begegnete, ihm Gelegenheit bot, mehr als nur den Hut zu lüften, dass sie im Theater offenkundig bereit war, von ihm gegrüsst und in den Pausen aufgesucht zu werden, konnte alles so oder so gedeutet werden. Herr Meister war eine gute Partie, und Damen, die selbst gute Partien bedeuten, brauchen keine reichen Männer zu heiraten. Dass sie ihn dennoch schätzte und ihm dauernd gesteigerte Freundlichkeiten bewies, durfte nicht schlechtweg als eine Spekulation auf sein Geld ausgelegt zu werden. Gut, dass Mathilde selber reich war, dachte Herr Meister. Andernfalls würde er hinter ihrem Lächeln nur die Berechnung suchen. Aber vielleicht besass sie weniger, als man vermutete! Das Auskunftsbüro beruhigte ihn. Mathilde besass viel mehr, als die guten Leute behaupteten. Vielleicht, vielleicht, dachte der Junggeselle mit dem Netzwerk von Aengstlichkeit und schlechter Menschenkenntnis in der Seele, vielleicht hatte sie sich doch in ihn verliebt und sehnte sich nach ihm... vielleicht bedeutete sein Gesicht doch für sie mehr als irgend ein anderes!

Warum er aber dennoch untätig blieb und den letzten Schritt nicht wagte, konnte er nicht sagen. Er bildete sich ein, dieses Zögern entstamme seiner Verliebtheit und gehöre zum Roman einer Liebesheirat. Aber er verwarf den Gedanken, wenn er sich an die ungebremsten Liebeserklärungen seiner früherrr Jahrzehnte erinnerte: Damals war er sicherlich ebenso im Feuer wie heute, und gerade das Feuer, das in ihm aufgeflammt war, hatte ihn verleitet, sein Herz anzubieten. Dachte er aber an Mathilde, an ihr Gesicht, an ihre Augen, dann musste er sich überlegen, wie die schöne Frau ihm zulächeln würde, wenn er ihr gestand, dass er sie liebe. So, als ob sie sagen wolle, dass sie von ihm nichts anderes erwartet habe. Eine solche Feststellung aber, das gestand er sich, enthielt etwas wie eine Beleidigung. Etwas wie den Triumph einer Allzuüberlegenen, die ihm sagte, dass er ein Trottel sei. Besser, nicht gerade ein Trottel, aber ein reifer Apfel, den man nicht mit besonderer Mühe zu pflücken brauchte.

Herr Meister suchte bei seiner betagten Mutter Rat. Er bat sie ohne Umschweife, ihm die Meinung zu sagen und mit nichts hinter dem Berge zu halten. Sogar wenn sie der Ansicht wäre, Mathilde sei ein verdorbenes und kokettes Geschöpf, solle sie sich nicht scheuen, das Urteil auszusprechen. Die alte Frau Meister musste gestehen, dass sie Frau Schumacher nur ganz oberflächlich kenne und gar keine Vorstellung über ihren Charakter besitze. Sie erklärte sich indessen bereit, sie kennen zu lernen und das Wagnis auf sich zu nehmen, sie einzuladen. Und als ihr Sohn sie sozusagen erschrocken ansah, rief sie enttäuscht aus: „Wenn sie dich liebt, wird sie wissen, warum ich sie kennen lernen will, und wenn sie ausschlägt, kannst du sicher sein, dass sie nichts weiter als einen Verehrer auf Distanz wünscht..." Und sie fügte bei: „Bist du aber ein kühner Freier!"

Nein, Herr Meister war kein kühner Freier, und an der Einladung benahm er sich keineswegs geschickt, eher so, dass sich in ihm die Gefühle seiner eigenen Unzulänglichkeit noch steigerten und die Vorstellung übermächtig werden liessen, Mathilde betrachte ihn bereits als sichern Fang. „Was meinst du von ihr?" fragte er seine Mutter. Die alte Frau antwortete trocken: „Sie ist sehr gut angezogen!" Er schüttelte den Kopf. Das sagte ihm gar nichts. „Ich weiss nicht, was ich von ihr halten soll... sie hat keinen Fehler", sagte die Mutter darauf.

„Aber ihre Art, die Welt zu betrachten ... ihre Beurteilung der Leute ... ihre Gefühle ..." sagte Herr Meister. Die Mutter zuckte die Achseln. „Sie liebt alles Schöne... aber sie ist selber schön. Das kann heissen, dass sie nur sich selber liebt!" Plötzlich hob sie die Augen. „Warten wir eine Woche oder zwei ... vielleicht lädt sie mich wieder ein ... mit dir zusammen ... das kann sie ja, und dann laden wir wiederum sie zum Tee. Und bei dieser Gelegenheit muss ein kleines Kind her ... eines, das nicht gleich allen Leuten an den Hals fliegt ..."

„Warum ein kleines Kind?" Meister verstand nicht. Die Mutter lächelte ihn sonderbar an. „Vielleicht fremdet auch das kleine Kind in *dir* vor der schönen Mathilde und nimmt dir den Mut ... wer weiss!"

Und es geschah, wie Frau Meister es angeordnet. Frau Schumacher lud nach wohlbemessenen zwei Wochen die alte Mutter Meister und ihren Sohn zum Mittagessen ein, und eine Woche später erhielt sie von ihrer gewünschten künftigen Schwiegermutter die zweite Einladung zum Tee und erschien, gut angezogen wie immer. Mitten in die Teevisite platzte eine Nichte der alten Frau mit einem vierzehnmonatigen Mädchen, das mit aufmerksamen, aber ein wenig scheuen Augen um sich schaute. Als sich Frau Schumacher mit ihrem freundlichsten Lächeln gegen das Kind beugte und mit zärtlichen Tönen zu sprechen begann, fing das Kleine an kläglich zu schreien und sein Gesichtlein zu verzerren. Da war es dem Herrn Meister, als ob in ihm selber ein ganz kleines Wesen erschrecke vor der Armut, die ihm in einer Ehe mit der reichen, schönen Frau drohen würde.

Wer nicht versteht und zugeben will, dass die schweizerische Geschichte und schweizerische Politik etwas anderes ist und sein soll als die ausländische, ist in den Geist des Eidgenössischen nicht eingedrungen. Schweizertum und schweizerische Demokratie beruhten und beruhen niemals auf der unbesehenen „Anpassung" ans Ausland. Sie beruhen namentlich nicht auf der Uebernahme ausländischer Gegensätze und ausländischen Hasses. *Jaggi.*